

Bruno Frank

# Tage des Königs





## Vorwort

**E**s ergeht den Helden der Historie wie den Werken der Dichter. Unsere armen Versuche wirken stets nur auf einen Teil der Menschen, entweder auf die Jugend oder auf die Frauen oder auf von der Arbeit ermüdete Männer oder auf Liebhaber des Raffinements oder auf lebenskluge Greise. Aber in der großen Dichtung findet ein jeder das Seine, sie ist ein Baum, dessen Schatten alle Seelen unter sich versammelt. Nicht anders die größten Toten. An Friedrichs Furchtlosigkeit, seiner Härte gegen sich selbst, seinem unbeugsamen Sinn mag eine Jugend erstarken; sein Vermögen, unermessliche Arbeit und kulturelles Bedürfnis

zu verbinden, predigt den reifen Jahren; mit seiner phrasenlosen Wahrhaftigkeit, seinem schauerlichen Klarblick, seiner großartigen Resignation ergreift er die wissenden Alten: als eine Einheit von Humanität, Geist und Stärke hat ihn jedes Volk zum Vorbild nötig, und sein eigenes heute am meisten.

Den Namen jedoch dieses gewaltigen, dabei dämonisch reichen, kaum ergründbaren Menschen zum chauvinistischen Gassenschrei machen, das ist genau so berechtigt und genau so tief, als wollte man den Gehalt von »Tristan und Isolde« auf die Formel bringen: Die Liebe ist doch ein famoses Pläsier.

Als Friedrich starb, da strudelte seinem kleinen Sarg ein Katarakt von Schriftwerken nach, von hymnischen, darstellenden und auch von zornigen. Aber Gegenstand der Dichtung, mythisch war er schon geworden, während er lebte. Das Volk sah diesen weltberühmten Alten, dürftig und krank, fast körperlos, im schlechten Rock bei Staub und Hitze seine Länder durchreisen und durchspähen, und keine Vermummung, keine abenteuerliche Begebenheit schien den Leuten zu seltsam, um sie ihm anzudichten.

Wer ihm heute sich nähert, wird weniger wagen; er wird nur erinnern. Diese fackelge-

schmückten Kutschen sind ja protestierend wirklich unter seinen Fenstern gefahren, diese schicksalsvolle Narbe ward an seinem Leibe wirklich verborgen, und diese Tränen über einem zierlichen, der Erde entnommenen Leichnam hat er wirklich geweint.



## DER GROSSKANZLER

Er war eigens von Potsdam zur Stadt gekommen, um die Arnoldsche Angelegenheit zu beenden, und saß nun im schlechtesten Zimmer dieses Schlosses, das er nicht mochte, einem einfenstrigen, schmalen Gelass, kaum ausgestattet, von einem primitiv, in Eile angebrachten Ofen bis zum Ersticken überheizt. Angezogen war er wie immer, nachlässig und ärmlich wie nicht der letzte Fourageoffizier in einer westpreussischen Garnison: zu abgeschabten Reithosen und klobigen Stiefeln trug er einen blausamtenen Überrock, der ins Grünliche schimmerte, und auf dem Kopf, seltsame Gewohnheit seit den Ahasverus-Jahren des großen Feldzugs, einen alten verbotenen Militärhut; der saß schief, die Generalsfeder war abgerissen, und an der Rissstelle hingen die Fäden herunter. Frisiert war er nicht, kaum recht gewaschen, die Haare wa-

ren ihm auf einer Seite des Kopfes schon weiß, auf der andern noch graulich, in seinem Mund staken ein paar gelbe Stummel, der Körper war gekrümmt von der Gicht und entsagte jedem Anspruch auf Haltung; der König bot einen hässlichen und verwahrlosten Anblick. Die Augen aber, die großen, sonderbar geschnittenen, bei denen man fast immer auch oberhalb der Iris das Weiße sah, sie strahlten und triumphierten über diesem Verfall wie die Sonne über einem Tümpel.

So war noch kein König herumgegangen in seinen Zimmern, nicht in diesem Anstand und Repräsentation liebenden Jahrhundert und vielleicht in keinem. Das wusste er. Auch wenn man das Herz und das Hirn seines Staates ist, auch wenn man vierzehn Stunden am Tage sich abschuftet, auch dann noch kann man die Muße aufbringen, sich ein wenig zu pflegen und ordentlich zu kleiden, sofern man es will. Er aber wollte es nicht, aus Verachtung. Aus Verachtung für den Typus des Rokoko-Souverains, der sich schmückt und amüsiert, aus Verachtung für seine Minister, Funktionäre und Generale, die in Galakleidern vor ihn hintraten, aus Verachtung für seinen Körper, der nicht dauern wollte, der nach dem Grabe neigte, aus Verachtung für das Grab, dem er nichts Rechtes mehr zu rauben